

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 5

Artikel: Vedi Napoli e poi muori
Autor: Schaffner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vedi Napoli e poi muori



Capri. Panorama

„Sieh Neapel und stirb!“ Jenes komische geflügelte Wort wiederholten wir in den dunkeln Gängen der römischen Katakomben und auf den herrlichen Ruinen des Kolosseums. Mit der „ewigen Stadt“ glaubten wir die Perlen der italienischen Städte besucht zu haben. Wer mochte die monumentale Größe Roms oder die florentinischen Kunstschätze noch übertreffen? Gab es ein markanteres Hafenviertel als der Porto Principe in Genua, eine originellere Siedelung als Venedig, einen stolzeren Dom als den Mailänder — noch schiefere Türme als die von Pisa und Bologna?

„Wir haben die Spaghetti à la Bolognese am Bürgerort versucht“, lachte meine kleine Frau unternehmungslustig, „es bleiben uns noch die Napolitani!“

Ein bequemer Rapido-Express bringt uns in drei Stunden an den verheißungsvollen Strand. Strand? Vorläufig fangen uns nur mehr oder weniger schmutzige Häuserfassaden, weite durchlärnte Plätze und lange Straßen auf. Die Jagd nach einem anständigen Hotelzimmer verläuft planmäßig. Einige servile Gestalten schleppen uns mit vielen Gesten und Liebenswürdigkeiten treppauf und -ab. Nein — 1500 Lire bezahlen wir auch in Neapel nicht. Im „San Gottardo“ finden wir einfache, saubere Unterkunft für 800 Lire, das sind fünf Schweizerfranken.

Wir sind noch nicht müde genug, um den

fräftigen Gassenlärm zu überschlafen. Der italienische Feierabend hat eben begonnen. Wir stürzen uns in die Masse und rasseln in einem massiven Tramwagen zum Hafen. Ans Meer wollen wir. Es lebt noch in unserer Erinnerung als sonniger Badestrand von Albisola an der ligurischen Riviera. Endlich ist es da: Neapel bei Nacht! Kalt, leer, phantasielos präsentiert sich die einzige lange Lichtergirlande am weiten Strand. Von Poesie keine Spur!

„Man sollte der nackten Wirklichkeit nicht mit einer süßen Vision derselben entgegentreten“, tröste ich meine fröstelnde Frau und erzähle ein wenig von Lugano und Rio de Janeiro, wo es wahrscheinlich auch nicht immer so paradiesisch wäre wie im Märchenbuch. Eine blöde Vespa rattert vorüber — und schließlich folgt auch noch ein prosaischer Müßiggänger, der uns den Weg zur Tramstelle zeigt. Morgen wird alles anders sein: Sonne und Leben!

Es ist nicht viel anders. Einiges Hafenvolk steht und treibt sich da herum. Aber der herrliche Frühlingsflor ist verblüht — und die zweite, die heiße Saison ist noch nicht da. Nur die mächtigen Palmen erinnern an kommendes Badeleben.

Wir schiffen uns ein. Neapel ist zu groß, um darin zu leben. Wir wollen es aus der Ferne betrachten. Und wirklich: Auf dem Meer rundet sich der weite Golf mit seinem Häusermeer zum

bekannten Bild. Wollten nicht auch die andern Großstädte aus der Domperspektive geschaut sein? Napoli sollte noch größer werden.

Durch silbrig schäumende Wogen trägt uns die „Capri“ auf das Eiland der Fremdenwelt, zum Grotta azzurra, wo das Meerwasser wirklich so blau wie im Märchen erscheint.

Dann steigen wir befreit auf sauberen Steinen zwischen Zitronenhainen hinan zur antiken Villa des Dichterphilosophen Axel Munthe. San Michele weckt römische Vorstellungen von Palatin und Vatikan — und klebt doch so erhaben still am Felsenrand, fast senkrecht über der klaren Flut.

„Meck-meck-meck! Aaaa!“ schreit Alessandro seinem geduldigen Kößlein zu, das uns im Zweiräderfarren ein Stück weit ziehen will.

„San Michele? Ich ganz gleine Kind kennen Dottor Munthe!“ Aber dann erzählt er lieber von seinen zehn Kindern, fünf Knaben und fünf Mädchen — wo sie alle arbeiten: im Militär, im Hotel, im Laden, weil sie Capri mit seinen 50 Prozent Fremden nicht ernähren konnte. Er zeigt uns die blendendweißen Villensitze ringsum, friedliche Felsnester einstiger und gegenwärtiger Größen, einer Eda Ciano oder der amerikanischen Williams.

Und wir? Was wollen wir uns in Capri sichern? Eine sonnige azurblaue Erinnerung? Schelmisch schleicht sich meine Frau in einen

Orangenhain. Zu spät; sie blühten im Winter und sind schon geerntet. Goldgelbe Zitronen baumeln noch lustig über unsern Häuptern. Sie sind uns zu sauer. Bei einem Händler am Strand kaufen wir uns eine saftige Arancia mit Stiel und Blatt und finden es komisch, daß sie im Ursprungsland mehr kostet als in Zürich. Sonderbare Welt! Auch die Bananen sind für gewöhnliche Leute unerschwinglich teuer im Lande der Südsüchte: 80 Rappen das Stück! Warum hat sich noch niemand das Monopol für den Weinverkauf gesichert? Jedenfalls beschließen wir unsern Reiseproviant in Napoli mit einer reizenden Flasche „Capri“ — beinahe zum Preis einer Banane!

Zum Nachtessen wählen wir den feurigen „Vesuvio“, einen heimischen Rotwein, der uns den folgenden Tagesplan erleichtert: Vesuv — Pompeji, eine Tagestour.

Aber die interessante Gräberstadt vermag uns so lange zu fesseln, daß der Vulkan warten muß. Am dritten Tag lassen wir uns geduldig zum Kraterand führen, weil das Alleingehen verboten sei. Wir glauben es nicht, aber als wohl-erzogene Schweizer Gäste erlegen wir gehorzaam den Fremdentribut. Eine französische Reisege-sellschaft erkämpft sich in heißer Disputation unter der Leitung eines geistlichen Studenten die gesetzliche Ermäßigung — getreu nach dem amtlichen Führertarif. Die Custodi verteidigen

ihre Forderung solidarisch: „Ancienne droit!“ Der eifrige Franzose zittert: „Dann vernichten wir die Papiere!“ — Damit ist die Schlacht gewonnen. Wir schließen uns der Gesellschaft an, tappen zum Kraterand und bewundern den toten Aschenberg mit den erstarrten Lavamassen. Der Begleiter überschüttet uns mit Zahlen und vulkanischen Episoden, rühmt unsere Zigaretten und offeriert „ein schöne Platz für ein Foto!“

Zwei Stunden später, am heißen Mittag, klopfen wir auf der Bergstation unsere Schuhe



Pompei. Quadrivio della Via di Nola

aus. Daheim im Hotel waschen wir die schmutzigen Socken siebenmal und erhalten siebenmal eine dunkle Brüh: Vesuvio.

Freitagabend. Der freundliche Schuhputzer rühmt neidisch unser Glück, reiche Schweizer zu sein. Wir aber wundern uns über die sorglose Gewohnheit dieser Sonnenmenschen, stundenlang in Haufen beisammen zu stehen zum süßen Nichtstun, vielleicht zum Plaudern.

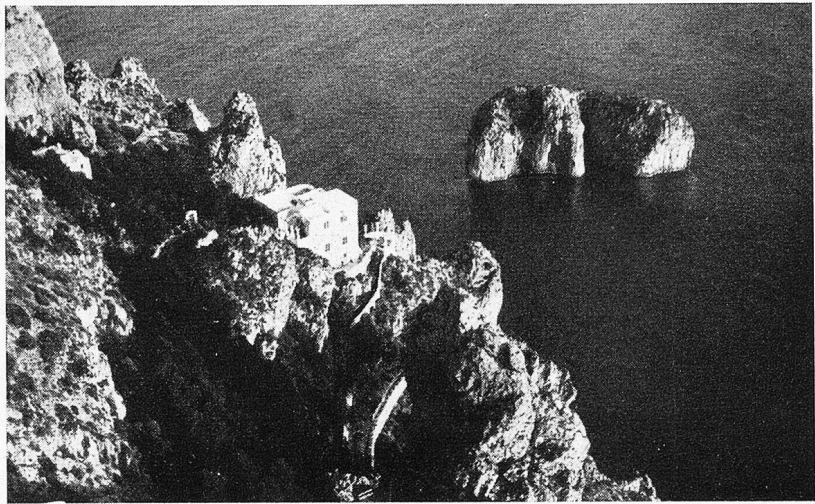
Dieselben Massen finden wir wieder auf dem Bahnhof, stundenlang Schlange stehend für ein Billett, ein großer Teil auch nur gaffend oder auf Fremdenfang lauernd.

Wir erinnern uns unserer Pflicht, nächsten Montag Punkt sieben Uhr zur geregelten Arbeit anzutreten bis zum nächsten Feiertag, bis zu den nächsten wohlverdienten Ferientagen.

Die Zeit zur Heimreise ist knapp. Aber wir sind unbesorgt. Unsere gesparten Lire reichen noch für einen schönen Flug. Erschöpft melden wir uns auf dem Luftfahrtsbureau. Umsonst. Die Linie ist bereits sechsfach besetzt — auch für die nächste Woche schon.

Mit einer sinnlos gewordenen Karte zweiter Klasse liegen wir schließlich in einer schmutzigen Ecke des überfüllten Direttissimo, geduldig nachschend, plaudernd, schlummernd, stundenlang.

„Es führen viele Wege nach Rom“, spottete ich — aber es kommt noch besser. Nach zwei Stunden Aufenthalt sollten wir die Hauptstadt in einem Nachtschnellzug verlassen.



Capri. Punta Tragara. Monacone

„Prenotato!“ Eine Riesenschlange langer Wagen grinst uns immer wieder mit derselben stereotypen Tafel entgegen: Alles besetzt. Schließlich erklärt uns ein gnädiger Passant, daß die Plätze dieser Züge bis fünf Stunden vor Abfahrt reserviert werden können — ähnlich wie Theaterstühle. Wir entschließen uns, zwei Stunden zu warten auf den nächsten Zug — mit demselben Erfolg: Eine einzige Menschenwalze stürzt sich auf die fahrenden Wagen. Ein kurzer Kampf. Zufrieden liegen wir schließlich wieder in einer harten Ecke — wenigstens auf Rädern, die uns sicher zehn Stunden weit tragen.

Milano. Heißer Mittag. Im bequemen Gott-hard-Expresß läßt sich wieder vernünftig denken und träumen von Napoli — e poi dormire..

Daheim erzählt eine pompejiische Vase vom tausend Kilometer entfernten Süden, und der weiße „Capri“ tröstet über die Strapazen der Reise hinweg.

Max Schaffner

Vom Trost der Nacht

Hans Mohler

Glaubt nicht, Freunde, dass die Abendschatten
nur des Tages goldnen Schein verdrängen
und uns trauernd lassen in dem satten
wehen Glanz von Sonnenuntergängen.

Denn das Warten schenkt uns bald den weichen
sternbestickten Samt der vollen Nacht.

Und mit tausend unlöschbaren Zeichen,
die durch uns und alle Zeiten reichen,
sieht der Herr uns an: Es ist vollbracht!

Und unendlich sanft in seinen Händen
hält er uns und reift uns zum Vollenden.